
2.1 Zwei Beispiele zu Restorative Justice

Die Schüler zweier Schulen, die sich zum Baseballturnier getroffen hatten, kamen nach der Mittagspause zum Sportplatz zurück, als einer von ihnen für alle vernehmbar rief: „Leute, wir müssen einen Zirkel machen. Einer von uns hat eben im Laden etwas mitgehen lassen!“ Er schaute den Betreffenden scharf an: „Du machst uns Schwierigkeiten. Wir können uns in dem Geschäft nicht mehr sehen lassen. Der Besitzer ist in Ordnung, man sollte ihn nicht beklaulen!“ „Was für eine Scheiße redest du da!“ entgegnete der beschuldigte Junge. Die Schüler der auswärtigen Schule schauten verdutzt. Sie wussten von dem Diebstahl, aber dass dies von einem Schüler an die große Glocke gehängt wurde, war neu für sie. Die Schüler der Heimschule wussten, was gemeint war. Sie setzten sich ins Gras und luden die Gäste ein, dasselbe zu tun. „Wir sollten darüber sprechen, was geschehen ist, was das mit uns macht und was jetzt passieren soll“, begann einer der Wortführer, „wer fängt an?“ Ein kleiner Junge mit Mittelscheitel und Brille nahm die Aufforderung an: „Wenn du bei Roeder stiehlt, dann frage ich mich, ob du nicht auch meine Sachen klast.“ „Ich mag Roeder, dem der Laden gehört. Du solltest hingehen und die Redbull bezahlen!“ meinte ein anderer. „Wir wollen nicht, dass uns die Leute in der Nachbarschaft für Ladendiebe halten. Wir arbeiten hier an unserem Ruf“, sagte ein dritter. „Ich hab‘ nix genommen“, protestierte der Dieb und produzierte einen Schwall von Entgegnungen. Die Schüler der besuchenden Klasse blieben stumm, offensichtlich irritiert von diesem seltsamen Schauspiel. Nur der Beschuldigte verteidigte sich hartnäckig. Als die Forderungen nicht aufhörten, zischte er schließlich: „Ich geh‘ da nicht hin. Ich bin doch nicht blöd, der holt die Bullen“. „Nein, wird er nicht. Roeder ist okay. Ich werde mitgehen, wenn du willst“, entgegnete ein dunkelhaariger Junge. „Ich auch“, fiel ein weiterer ein. Genervt von dem ganzen Hin-und-Her knurrte einer der Mitschüler des Redbull-Trinkers: „Hey Alter, wir wollen hier Baseball spielen und das Turnier gewinnen. Keine Ahnung, was das hier soll. Geh einfach hin und zahl“

die Dose und fertig. Ich will spielen!“ Das war der Abschluss des „Talking Circle“. Der Dieb stand auf und verschwand in Richtung Laden. Dieser Vorfall ereignete sich 1983 an einer Schule in Pennsylvania und wird von Wachtel in „Dreaming of a New Reality“ (2013) als ein Beispiel für das beschrieben, was die englische Fachsprache „Restorative Justice“ nennt. Normalerweise würden die Lehrer, wenn sie es sehen bzw. sehen wollen, das Verhalten dieses Schülers ansprechen und müssten, wenn sie nach den offiziellen Richtlinien vorgehen, den Schüler disziplinarisch belangen, einen verschärften Verweis ausstellen o. ä. Die Klasse hätte damit nichts zu tun und würde sich entsprechend zurücknehmen. Die Verantwortung und die Kompetenz läge bei Lehrern, Schulsozialarbeitern, Polizisten, Staatsanwälten – bei den Offiziellen. In diesem Fall war es die „community“, die nicht nur ein Problem selbst löste, sondern sich als Community bestärkte.

In einer australischen Vorstadt wurde der Motorroller eines Mädchens von der Veranda hinter ihrem Kinderzimmer gestohlen – materiell kein großer Verlust, keine Sachbeschädigung, keine Gewalt. Der ermittelnde Beamte rief einige Tage später die Mutter an. Die zwei Täter waren gefasst und er bat sie, zu einer sogenannten „Youth Justice Conference“ zu kommen. „Nein. Wir werden uns doch nicht noch mit denen an einen Tisch setzen. Meine vier Kinder sind geschockt und verängstigt.“ Erst nach weiteren persönlichen Gesprächen mit dem Beamten waren die Mutter und ihre vier Töchter (16, 12, 10, 8) dazu bereit, der „Gemeinschaftskonferenz“ beizuwohnen, weil ihnen der Polizist einige gute Gründe genannt hatte. In der Konferenz war die Mutter sehr offen. Sie schilderte den beiden Jungen (12 und 11), welche emotionalen Wirkungen ihr Diebstahl hinterlassen hatte: Das Mädchen, dem der Roller gehört, habe jetzt Angst, wenn sie in ihrem Zimmer sei. Sie fürchte, dass jemand über die Veranda ins Zimmer steigen könne. Ihre Schwestern trauten sich, wenn es dunkel wird, nicht mehr alleine vor das Haus. Die Achtjährige komme nachts zu den Eltern ins Bett.

Weil der Roller wieder da und nicht beschädigt war, ging es bei der Konferenz nicht um finanziellen Ausgleich, sondern vor allem um eine ehrliche Entschuldigung. Die beiden jugendlichen Täter schämten sich – auch ihre Eltern. Eigentlich wäre es nur so eine spontane Idee gewesen. Sie hätten dabei nicht an die Menschen in dem Haus gedacht, geschweige an das emotionale Unheil ihrer Tat. Man sah ihnen an, wie peinlich es war, mit den eigenen Eltern und Großeltern dazusitzen.

Zwei Tage später rief die Mutter den Polizisten an und erzählte ihm, wie dankbar sie war. Ihre Töchter hätten nicht mehr aufgehört, über die Konferenz zu sprechen. Eines der Mädchen hätte sich sogar richtig für die Jungs eingesetzt. Die wären doch okay, ganz wie die Jungs in ihrer Schulklasse. Das Treffen habe das imaginierte

Böse real, normal und vor allem zu kleinen Jungen gemacht, vor denen man keine Angst mehr habe. Furcht sei in ihrer Familie kein Thema mehr.

Das Zusammentreffen mit den echten Menschen, das Erleben realer Emotionen, die Erfahrung von Verständigung und Verständnis hat soziale Effekte, die ein formales Verfahren, dessen Ausgang man vielleicht nur schriftlich erfährt, nie erreichen kann. Ursprünglich waren „Gerichtsprozesse“ Verhandlungen, in denen die Betroffenen einen materiellen und emotionalen Ausgleich verhandelten und sich dabei, wenn alles gut lief, auch irgendwie miteinander verständigten. Der „Gerichtsprozess“ der oben geschilderten Gemeinschaftskonferenz knüpft an dieses alte Verhandlungsmodell an und zeigt, dass neben dem Urteil gegenseitiger Ausgleich und Heilung entscheidend sind und dass ein *sozialer* Prozess mit den tatsächlich Beteiligten für die Opfer wichtiger sein kann, als ein formaler Prozess mit professionellem Personal.

2.2 Status quo und Vorausschau

Das vorliegende Buch stellt Handlungstheorien von „Restorative Justice“ vor, die in dieser Zusammenstellung in der deutschsprachigen Literatur noch nicht beschrieben worden sind. Man findet in der Fachliteratur zwar Ausführungen zu einzelnen Verfahren, wie z. B. den Täter-Opfer-Ausgleich, aber kein umfassendes methodisches Kompendium. Unser Anliegen ist es, den Ansatz „Restorative Justice“ vorzustellen, der bisher in Deutschland nur punktuell Aufmerksamkeit bekommen hat – es wurde noch nicht einmal ein deutscher Fachbegriff dazu eingeführt. Wir erklären und verdeutlichen, welche Haltung und Ziele die Grundlage dieses Gerechtigkeitsverständnisses darstellen, das „eine alternative Grundlage für den Umgang mit Unrecht“ (Zehr 2002, S. 11) bietet. Dazu stellen wir Adaptionen der restaurativen Idee vor. Sie haben stets einen Praxisbezug und zeigen, wie Restorative Justice tatsächlich umgesetzt und gelebt werden kann – und das nicht nur im Rahmen der Justiz, sondern auch in Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.

Die Grenzen unseres von Experten und formalen Verfahren gesteuerten Justizsystems werden immer wieder deutlich. Brisante aktuelle Fälle, die in den Medien kommentiert, begleitet und auch ausgeschlachtet werden, lassen Menschen den Nutzen und die Nachhaltigkeit der formalen Vorgehen der Justiz bezweifeln. Trotz ausgefeilter juristischer Verfahrensweisen in Strafsachen entstehen immer wieder sozial unzulängliche Abläufe und Ergebnisse, die Betroffene, Beteiligte und Bürger unzufrieden machen. Manche sagen, dass unser „Strafprozess soziale Wunden und Konflikte vertieft, statt zu Heilung und Frieden beizutragen“ (ebd., S. 10).

Das ist ein Zeugnis, das existenzielle und essenzielle Fragen über uns Menschen und unseren Umgang mit Konflikten aufwirft. Dieses Buch vereint Ideen, wie wir mit menschlichen Konflikten und Problemen auf eine ausgesprochen soziale, menschliche Weise umgehen können, welche Ressourcen wir dafür nutzen können und wie wir uns gegenseitig umfassender wahrnehmen können. Es sind Handlungsvorschläge, die nicht maßregeln wollen und weder einengen noch eingrenzen sollen. Wir Menschen tun oft Dinge ohne genau zu wissen, warum wir sie genau so tun. Doch wir können unsere Handlungsmuster auch hinterfragen: Warum tun wir etwas? Warum tun wir es auf eine bestimmte Weise? Gäbe es Alternativen? Könnten wir anders handeln? Neue Ideen können so geboren werden und Veränderungen bewirken. Dies erfordert den Wunsch nach und das Vermögen zu einer reflexiven Modernisierung (Beck 1993), die sich ihre eigenen blinden Flecken und Nebenwirkungen als unvermeidbaren Teil ihrer selbst bewusst werden und Wege finden will, die gemeinsam gegangen werden können.

Restorative Justice, mit ihren Synonymen „wiederherstellende Gerechtigkeit“, „aufarbeitendes Recht“ (von Trotha 1997), restaurative Gerechtigkeit, Wiedergutmachung, ausgleichende Gerechtigkeit, „transformative justice“ (Morris 2000) fußt nach Zehr (2009, S. 147) auf folgendem Gedankengang:

Wenn Menschen oder Beziehungen verletzt wurden, entstehen Bedürfnisse. Diese Bedürfnisse zeigen Verpflichtungen auf. Der Verantwortung nachzukommen, die Dinge wieder ins Lot zu bringen und Verletzungen zu heilen, ist ein gerechter und achtsamer Weg mit schädigendem Verhalten umzugehen, der der Gemeinschaft als Ganzes gut tut. Dabei geht es um Ausgleich, Verantwortungsübernahme und Beteiligung. Die wesentlichen Fragen sind: Wer wurde verletzt? Welche Bedürfnisse und Verantwortlichkeiten sind daraus entstanden? Wer von Täterseite, Opferseite und Gemeinschaftsseite ist zu beteiligen?

Restorative Justice basiert auf einer Philosophie, die manchen fremd vorkommen mag. Während es immer mehr um das Eigene, das Individuelle, um persönliche Freiheiten, um Selbstverwirklichung und das Umsetzen eigener Ideen geht, setzt Restorative Justice auf die Kraft von Gemeinschaft, auf sozialen Austausch, auf wechselseitiges Verständnis, auf Versammlung und Verbindung. Gerechtigkeit assoziieren die meisten mit Gericht, Gerichtsverfahren und rechtmäßigen, vermeintlich gerechten Urteilen. Diese Gerechtigkeitsvorstellung braucht das formale Recht. Auf ein Fehlverhalten folgt eine Konsequenz, eine Sanktion, eine Strafe. Gut, hin und wieder findet man ein Urteil nicht gerecht, aber das Rechtssystem scheint dennoch alternativlos. Welche Grundannahmen und welches Menschenbild stehen eigentlich hinter diesem weit verbreiteten Gerechtigkeitsbegriff? Um diese Frage zu klären, schauen wir zunächst auf unser Rechtssystem, auf die Entwicklung von Gerechtigkeit, unter besonderer Berücksichtigung von Opfer- und Täterseite (sofern

man diese Seiten so klar definieren kann). Darauf aufbauend beschäftigen wir uns schließlich mit Restorative Justice. Hierbei geht es zunächst um Konflikte bzw. Grenzüberschreitungen und deren Bearbeitung. Die restaurative Gerechtigkeitsidee sieht alternative Lösungen zu Gerichtsverfahren und sanktionierenden Urteilen vor, die nicht *Bestrafung* der Täter zum Ziel haben, sondern die Verbesserung von menschlichen Beziehungen durch ehrlichen und freiwilligen Austausch.

2.3 Überblick zu den unterschiedlichen Verfahren von Restorative Justice

Als eingeführte und bekannte Form gilt heute in Deutschland der *Täter-Opfer-Ausgleich*, der durchaus restaurative Momente hat. Andere Konzepte gehen wesentlich weiter und möchten neben der materiellen und immateriellen Wiedergutmachung auch eine Wiedergutmachung und Heilung von seelischen und sozialen Verwundungen oder Rissen erreichen.

In *Gemeinschaftskonferenzen* und *Sozialnetzkonferenzen* werden Jugendliche und Erwachsene mit den ihnen wichtigen Menschen umgeben. Diese großen und langen Zusammenkünfte im sozialen Unterstützerkreis lassen Wiedergutmachung als ausgesprochen soziales Geschäft erkennen. Wenn man sich zusammensetzt, zusammen Pläne macht und einander hilft, entstehen neben konkreten Hilfeleistungen auch immer inklusive und integrative Effekte. Der Fokus liegt auf den Menschen und wie sie zueinander stehen, er liegt nicht auf formalen Rechtsverfahren, losgelöst von den konkreten Personen. Die Idee ist nicht neu: Indigene Stämme leben uns die ausgleichende Gerechtigkeit vor und praktizieren sie über Generationen hinweg noch heute. Zeit, die man gemeinsam verbringt, Pläne, die gemeinsam entwickelt werden, Rituale die zusammen begangen werden, bauen Verbindungen zwischen den Menschen auf und stärken den Zusammenhalt. Mit dieser Einstellung geschieht eine Erweiterung dessen was „Restorative Justice“ meint. Nicht nur Straftaten bieten einen Anlass zusammen zu finden, das wiederherstellende Moment lässt sich auch auf andere Bereiche des Lebens übertragen.

Restorative Social Work geht über den Strafrechtsbereich hinaus und wendet die restaurativen Prinzipien und Methoden in unterschiedlichen Lebensbereichen und Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit an. Wir schauen dabei auf Problem- und Konfliktbearbeitungspraktiken, die im Laufe der Zeit professionell „enteignet“ wurden. Die Forderung „Gebt den Menschen ihre Konflikte zurück!“ wird diskutiert. Familien beispielsweise sollten ihre Problem nicht durch professionelle Diagnosen und daran gekoppelte Hilfeformen weggenommen werden. Hilfe, die statt „Hilfe

zu verschreiben“ „Vertrauen zwischen Menschen erzeugt“, gehört normalerweise nicht zum Standardangebot unserer Sozialindustrie, die eher Passivität, Expertenabhängigkeit und Hilflosigkeit lehrt als ein aktives, selbstständiges Suchen und Verknüpfen sozialer Ressourcen. Heutzutage gilt es fast schon als normaler, sicherer und akzeptierter, sich professionell „verarzten“ zu lassen, als im eigenen Kreis für sich die besten und verträglichsten Lösungen zu suchen. Soziale Vereinzelung im Hilfeprozess und individualisierende Diagnosen sind so alltägliche Nebenwirkungen unseres Hilfesystems, dass Alternativen dazu nicht mehr einfach zu denken sind.

Weniger Expertendominanz funktioniert nicht ohne Expertenhilfe – so paradox dies klingt. Eingeführte Hierarchien, Haltungen und Hilfen schaffen sich nicht von alleine ab. Mitunter bedarf es eines sehr entschlossenen professionellen Einsatzes, um gemeinsame Tätigkeit und gemeinsame Entscheidungen unserer Adressaten auszulösen und umzusetzen. Außerdem bewegen wir uns nicht im gesellschaftsfreien Raum. Bestimmte Rechte und Grundbedürfnisse, wie zum Beispiel das eines Kindes auf Schutz und Förderung, müssen eingehalten werden – auch dann, wenn die Betroffenen selbst ihre Pläne machen. Viele Familien sind bei aller Selbsttätigkeit auch auf professionelle Hilfen angewiesen. Diese müssen aber entlang lebensweltlicher Praktiken maßgeschneidert und mit Eigen- und Gemeinschaftsleistungen kombiniert werden. Dazu bedarf es professioneller Systemkenntnis, die auf Augenhöhe befragt und hinzugezogen wird, ohne dass ein Kompetenzgefälle entsteht. Dafür steht der *Familienrat* bzw. die *Family Group Conference*. Kreiszusammenkünfte wie *Talking Circles* und *Friedenszirkel* bauen wiederum auf alte indigene Traditionen. Das kreisförmige Zusammenkommen und kreisförmige Verhandeln ist ein dem Sozialen besonders angemessenes Format der Kommunikation. Die rituell genutzte Symbolik des Kreises bietet die Möglichkeit umfassender Partizipation. Der Kreis, der ja auch in demokratischen Gremien als ideale Positionierung der Akteure gilt, symbolisiert Gleichheit und Gemeinsamkeit. Dass diese uralten und modernen Kreisprozesse im modernen Hilfesystem keine Rolle spielen, hängt mit einem medizinischen, naturwissenschaftlichen Hilfeverständnis zusammen, wonach es beim Helfen in erster Linie um die technische Bearbeitung eines Problems geht. Eine soziale Vorstellung vom Helfen würde hingegen die verbindenden und integrierenden Energien des Helfens wichtiger nehmen als seine technischen, problemlösenden Komponenten. Kreisprozesse finden in verschiedenen Konstellationen und mit unterschiedlichsten Anliegen statt. Mit der *Soziokratie* wird die kreisförmige Kommunikation sogar zur Unternehmenssteuerung eingesetzt. Die soeben beschriebenen Themen lassen erahnen, welches Potential in der restaurativen Methodik liegt.

2.4 Die restaurative Idee in praktischer und formaler Weise

In der restaurativen Philosophie geht es im Kern um die Herstellung und Wiederherstellung von sozialen Beziehungen, Verbindungen, Bindungen, um die Erzeugung von Wertschätzung, Unterstützung und Heilung durch gemeinsames Handeln. Dabei wirkt die restaurative Idee wiederherstellend in *praktischer* und *formaler* Weise. *Praktisch* geht es darum, einen Zustand wieder herzustellen, der vor einem Problem, einem Konflikt oder einem Vergehen bestanden hat. Dass es dabei nicht um ein einfaches Zurückdrehen der Zeit gehen kann, ist evident. Ein Zurück-zum-Vorherigen ist nicht möglich, auch wenn es möglicherweise wünschenswert wäre, denn die Erfahrung muss nun einmal das Vorgefallene und Erlebte inkorporieren. Die Restauration muss deswegen die Form einer Synthese haben. Die Tat, der Konflikt und das Problem sind deswegen auch die Rohstoffe eines neuen Lebensentwurfs. Vielleicht kann dieser sogar reicher als der ursprüngliche sein, in jedem Fall ist er reicher an Erfahrung und er wird dann hilfreich sein, wenn er für die Betroffenen auf eine sinnvolle und stimmige Weise das Erlebte und das Erstrebte, das Alte und das Neue integrieren kann.

Auf *formaler* Ebene versucht die restaurative Philosophie – ohne die Vergangenheit zu verklären – Problemlösungspraktiken wieder zu entdecken oder wieder zu beleben (restraurieren), die vom technischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und wissenschaftlichen Fortschritt verdrängt wurden. Ulrich Beck (1993) schreibt in der „Erfindung des Politischen“, es ginge heute – angesichts allgegenwärtiger gesellschaftlicher Paradoxien und der unvermeidbaren Nebenwirkungen jeder wissenschaftlichen und technischen Neuentwicklung – nicht mehr um ein „Entweder-Oder“. Jede vermeintliche Problemlösung schafft stets nicht intendierte neue Probleme. Die Frage sei deswegen nicht „Entweder-Oder“, sondern wir lebten in einer Zeit des „Und“. Wie lassen sich unterschiedliche, mitunter sogar widersprüchliche Handlungsweisen so verknüpfen, dass sie den komplexen, oft widersprüchlichen Erfordernissen unserer Zeit entsprechen? Mit restaurativer Philosophie könnte sich herausstellen lassen, dass traditionale, partikulare Lebenspraktiken und moderne, universalistische Wissenschaft eventuell nur oberflächlich im Widerspruch stehen. Vielleicht lässt sich aus ihrer Verbindung ein Zusammenklang schaffen, der die sozialen Zusammenhänge entstehen lässt, die mit kalter universalistischer Wissenschaft, Verwaltung und Recht allein nicht erzeugt werden können. Restaurative Philosophie belebt alte, dagewesene Praktiken *und* bettet sie in das ein, was wir heute an Strukturen und fachlichen Know-how zur Verfügung haben. Die Schwierigkeit besteht darin, dass restaurative Methodik nicht mit technischen oder ökonomischen Maßstäben von Effekt und Effizienz gemessen werden kann.

In unserer betriebsamen, auf technische Produktivität getrimmten Welt mag sie mitunter wie Verschwendung von Arbeitszeit an ein unsicheres, wissenschaftlich und verwaltungstechnisch nicht kontrollierbares soziales Unterfangen aussehen, das missachtet, was Soziale Arbeit dem Staatsapparat an vorbestimmter Wirkung abliefern soll.

2.5 Zwei beispielhafte Reaktionen zum Ansatz von Restorative Justice als neuem Weg

Einer Kollegin beschrieben wir in groben Zügen den restaurativen Gedanken und umrissen die dazugehörigen Methoden. Sie fand das offensichtlich interessant, fragte nach und reagierte trotzdem mit Ablehnung. Der zeitliche Aufwand der Zusammenkünfte, die manchmal Stunden dauern und keine festgesteckten Ziele haben, bereitete ihr unüberwindbare Schwierigkeiten. Die Kosten seien zu hoch. Wie sollen die Fachkräfte im Jugendamt das schaffen? Wie sollen all die Menschen des Netzwerkes zum Mitmachen bewegt werden? Angesichts der knappen Mittel und der zu erreichenden Ergebnisse seien einstündige Hilfeplangespräche im Halbjahresrhythmus die angemessenere Vorgehensweise, weil wirtschaftlicher, transparenter, verwaltungsmäßiger und überprüfbarer. Der soziale Mehrwert sozial stimmigerer Verhandlungsformen hatte für sie in den Amtsstuben keinen Platz – zumindest wog er für die Kollegin den notwendigen Aufwand nicht auf, denn ihr Bewertungsmaßstab war wirtschaftlich: ein Streben nach schnellen Verhaltensveränderungen im Sinne der Anpassung an gegebene Ziele. In einem einstündigen, expertendominierten Hilfeplangespräch sind keine neuen sozialen Verbindungen und Entwicklungen zu erwarten, allenfalls die Zustimmung zu individualisierenden verwaltungskonformen Problembearbeitungsstandards. Horkheimer und Adorno (1988) sprachen von „instrumenteller Vernunft“, die nur das als vernünftig gelten lassen, was sich dem Gebot der herrschenden Zweckrationalität füge. Die eben beschriebene Situation spiegelt genau dies. Die Kollegin hat die zweckrationalen Standards so internalisiert, dass sie ihr alternativlos erscheinen bzw. alle Alternativen als unvernünftig, vielleicht sogar als übermütig verstanden werden müssen.

Im restaurativen Konzept geht es nicht um die Außerkraftsetzung moderner Rationalität, sondern um eine *Erweiterung* der Perspektiven und Handlungsoptionen, z. B. indem Rationalität und Emotionalität durch kommunikatives Handeln (Habermas 1988a) verbunden wird. Vielleicht ist so am Ende mehr menschliches Miteinander, mehr soziale Verbindung, mehr Integration möglich. Diese Optimierung lässt sich aber nicht mit quantitativen wirtschaftlichen Maßen messen,

sondern zeigt sich eher als gemeinsames Unternehmen der Aufmerksamkeit und Achtsamkeit – wie ja Wirtschaft an ihrem Beginn auch gemeint war, als Vereinigung der Kraft vieler zu einem gemeinsamen Projekt – ursprünglich bedeutete „company“ (dt.: Firma, Unternehmen) nämlich „Geselligkeit“ und „Kooperation“.

Eine andere Kollegin erlebte ein Seminar mit Open-Space-Methode. Jede teilnehmende Person konnte frei aussprechen, was ihrer Meinung nach für das Thema wichtig war. Mit dieser Methode soll „Potenzial und Energie aller Beteiligten freigesetzt und Innovation, Problemlösung, Freude, Teamarbeit und Wandel“ (inbetweeners 2014) erreicht werden. Die Kollegin berichtete, wie ungewöhnlich es war, während der Open-Space-Methode bestimmte herkömmliche (Höflichkeits-) Regeln einmal nicht beachten zu müssen, sondern auf sich und seine Bedürfnisse zu schauen. Aber genau das hatte geholfen, persönlichen, zugewandten Austausch zwischen den Menschen zu ermöglichen, wenngleich die meisten Teilnehmenden einige Zeit brauchten, um sich umfänglich darauf einzulassen. Vor diesem aktuellen Hintergrund konnte sie der restaurativen Idee viel abgewinnen – obgleich sie noch nie von Dingen wie „Friedenszirkeln“ gehört hatte. Durch die Selbsterfahrung des sozialen Austausches können vermeintliche rationale Barrieren (Zeitaufwand, Ziellosigkeit) anders bewertet werden. Der *Mehrwert* eines Zusammentreffens wird erfahren und dadurch wird die Investition in die Vorbereitung als lohnenswert gesehen.

An den beiden Beispielen ist zu erahnen, wie unterschiedlich die restaurative Idee je nach eigener (beruflicher) Erfahrung aufgenommen werden wird. Außerdem muss man neue Schuhe erst einmal einlaufen, ehe sie bequem sitzen, Änderungen müssen sich bewähren, neue Methoden müssen erprobt und ihr Mehrwert erwiesen werden. Hier und da werden Sie lesen können, dass es kleine Projekte bereits gibt und gab, die sich genau damit beschäftigen und den Mut haben, die neuen Schuhe anzuziehen und einzulaufen. Versuchen wir also, unseren Blick zu erweitern und neues Material auf unserem Weg mit einzubeziehen. Lassen wir uns inspirieren von alten Praktiken, die wir mit unseren heutigen zusammensetzen können, um Neues zu erschaffen!

Restorative Justice

Theorie und Methode für die Soziale Arbeit

Früchtel, F.; Halibrand, A.-M.

2016, VI, 132 S. 9 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-10178-7